
Welchen Beitrag ‚leistet‘ die Materialität der Medien zum soziokulturellen Wandel?

Erkenntnistheoretische Potenziale des Affordanzkonzepts für die Mediatisierungsforschung am Beispiel des alltäglichen Musikhörens

Anne-Kathrin Hoklas und Steffen Lepa

Zusammenfassung

Der Beitrag setzt sich mit den Potenzialen des Konzepts der ‚Affordanz‘ für die empirische Mediatisierungsforschung auseinander und stellt jene praktisch an ausgewählten Fallbeispielen aus dem eigenen SPP-Projekt zur Mediatisierung des alltäglichen Musikhörens in Deutschland dar. Nach einer kurzen Einführung der historischen Ursprünge, theoretischen Grundgedanken und sozialwissenschaftlichen Desiderata der Konzeption James J. Gibsons wird eine Erweiterung um das Habituskonzept Pierre Bourdieus und die Generationentheorie Karl Mannheims vorgeschlagen. Mithilfe dieses praxeologisch gerahmten Affordanzkonzepts lässt sich die Rolle der Materialität neuer Medienentwicklungen für den soziokulturellen Wandel empirisch untersuchen, ohne der Idee einer fixierten ‚Medienlogik‘ anheimzufallen. Anhand exemplarischer Interviewanalysen zum Gebrauch mobiler Audiomedien im Alltag wird

A.-K. Hoklas (✉)

Technische Universität Dresden, Dresden, Deutschland

E-Mail: anne-kathrin.hoklas@tu-dresden.de

S. Lepa

Technische Universität Berlin, Berlin, Deutschland

E-Mail: steffen.lepa@tu-berlin.de

anschließend verdeutlicht, inwiefern ein solcher Zugang sozialkonstruktivistische Perspektiven integriert, aber über diese in produktiver Weise hinausgeht und damit die Mediatisierungsforschung, aber auch angrenzende mit ‚Soziomaterialität‘ befasste Forschungsfelder befruchten kann.

Schlüsselwörter

Affordance · Generation · Habitus · Mediatisierung · Medientechnologien · Praxeologische Wissenssoziologie · Audiomedien · Soziomaterialität

1 Einleitung: Materialität als Blindstelle der sozialkonstruktivistischen Mediatisierungsforschung

Solange sie funktionieren, bleiben sie transparent: Was Medientechnologien uns ‚leisten‘, rückt zumeist erst dann in unser Bewusstsein, wenn der Smartphone-Akku unverhofft leer, der Fernseher defekt, die Schallplatte verkratzt ist. Auch in der sozialkonstruktivistischen Mediatisierungsforschung scheint die ermöglichende und zugleich begrenzende Materialität der Medien in der Erforschung des sich wandelnden kommunikativen Handelns zumeist eher stillschweigend ‚mitzulaufen‘ als systematisch berücksichtigt zu werden. Offenbar wird die Frage, wie sich die *technisch-apparativen* Aspekte der Medien in kulturelle Praktiken¹ einschreiben, mehr als unbequemes Vermächtnis der Mediumtheorie begriffen denn als Desiderat, dem es empirisch auf die Spur zu kommen gilt. Wie aber können wir im Rahmen der Mediatisierungsforschung verstehen und rekonstruieren, welchen Beitrag die *Materialität* der Medientechnologien – hier mit Leonardi (2012, S. 31) verstanden als „arrangement of an artifact’s physical and/or digital materials into particular forms that endure across differences in place and time and are important to users“ – zum soziokulturellen Wandel leistet?

¹Unter ‚Praktiken‘ verstehen wir von einem impliziten Wissen angeleitete, routinisierte Verhaltensweisen, für die Artefakte und menschliche Körper konstitutiv sind. Hinsichtlich dieser von verschiedenen Ansätzen praxistheoretischer Provenienz geteilten grundlagentheoretischen Annahme sowie der in Abschn. 2.2 näher erläuterten Annahme, dass dieses Wissen „konjunktiven Erfahrungsräumen“ entspringt, unterscheidet sich der diesem Beitrag zugrunde liegende, an Karl Mannheim orientierte Begriff der Praxis etwa von einem interpretativ-interaktionistisch ausgerichteten Praxisbegriff in der Tradition der Cultural Studies (vgl. auch Lepa und Guljamow 2017).

Seit dem Ende der 1980er Jahre taucht in Arbeiten, die sich näher mit dem Problem der ‚Materialitäten‘ beschäftigen, vermehrt der Begriff der „affordances“ auf (vgl. Lievrouw 2014; Zillien 2008). Das hinter diesem Begriff stehende Konzept, welches auf den Wahrnehmungspsychologen James J. Gibson (1986) zurückgeht, verspricht einen Mittelweg zwischen semiotisch-konstruktivistischen und materialistisch-objektivistischen Konzeptionen von ‚Soziomaterialität‘ (vgl. Hutchby 2001). Auch im Mediatisierungsdiskurs wurde es in den letzten Jahren verstärkt rezipiert (vgl. u. a. Hjarvard 2008; Jensen 2010; Madianou und Miller 2013; Finnemann 2014; Schröder 2015). Häufig wird der Begriff jedoch lediglich als Synonym für die technischen Eigenschaften von Medien verwendet oder auf das Konzept rekurriert, um deren Handlungsoptionen aus der Perspektive der Forschenden idealtypisch-generalisierend zu beschreiben (vgl. etwa Have und Pedersen 2013). Damit wird das dezidiert empirische Affordanzkonzept aber unseres Erachtens seiner erkenntnistheoretischen Pointe beraubt, dass sich die Handlungsangebote erst aus der Relation zwischen in spezifischen kulturellen *Umwelten* sozialisierten *Körpern* und materiellen Objekten ergeben. Bislang liegen allerdings nur wenige empirische Arbeiten vor, die den Begriff als sensibilisierendes Konzept für die Analyse alltäglicher Mediennutzung verwenden und danach fragen, wie und von wem welche Gebrauchseigenschaften von Medientechnologien wahrgenommen und handlungspraktisch realisiert werden (vgl. McVeigh-Schultz und Baym 2015).

Der vorliegende Beitrag möchte entsprechend zeigen, wie das Affordanzkonzept als empirische Beobachtungsfolie dabei hilft, die Mechanismen des Zusammenspiels sich wandelnder materieller Medienumwelten und habitueller Handlungsorientierungen aufzudecken. Ausgehend von dessen ursprünglicher Konzeption im Rahmen der ökologischen Wahrnehmungspsychologie Gibsons (Abschn. 2.1) wird eine sozialtheoretische Rahmung durch an Pierre Bourdieu und Karl Mannheim anschließende Überlegungen vorgeschlagen (Abschn. 2.2). Verdeutlicht wird der analytische Gebrauchswert eines solchen praxeologisch reformulierten Affordanzbegriffs sodann anhand exemplarischer Interviewanalysen, die sich auf den Gebrauch mobiler Player zum Musikhören im Alltag beziehen (Abschn. 3). Abschließend werden zukünftige Potenziale des Affordanzkonzepts im Rahmen der Mediatisierungsforschung resümiert und ein Ausblick auf mögliche Anknüpfungspunkte an weitere mit ‚Soziomaterialität‘ befasste Forschungsfelder gegeben (Abschn. 4).

2 Affordanzen als ‚Scharnier‘ zwischen Materialität und Habitus

2.1 Die Ursprünge des Affordanzkonzepts in der ökologischen Wahrnehmungspsychologie

James J. Gibson ging davon aus, dass biologische Organismen – womit er sich sowohl auf Tiere als auch auf Menschen bezog – Dinge in ihrer Umwelt vor aller begrifflichen Abstraktion unmittelbar daraufhin wahrnehmen, welche Handlungen diese ihnen prinzipiell ‚ermöglichen‘ (engl.: ‚to afford‘). Solche als Eigenschaften des Objekts wahrgenommenen Handlungsangebote bezeichnete er als *affordances*. Mit dieser Theorie der ‚direkten‘ Wahrnehmung wandte sich Gibson gegen die in der Wahrnehmungspsychologie der 1950er und 1960er Jahre dominante kognitivistische Auffassung, dass Objekte über einen Abgleich mit inneren, symbolisch-propositional verfassten Repräsentationen der Wirklichkeit erfasst werden. Während diese Sichtweise suggerierte, dass jegliche Umweltreize zunächst ‚wertneutral‘ wahrgenommen und erst in einem nachfolgenden Interpretationsakt zu Objekten mit bestimmten Eigenschaften konstruiert werden, ging Gibson davon aus, dass Objektidentitäten und -eigenschaften bereits durch die Beschaffenheit der (visuell) wahrnehmbaren Form tatsächlich physikalisch vorhandener Objekte spezifiziert und entsprechend von vornherein so wahrgenommen werden, ohne dass es dafür eines symbolischen Lernprozesses oder aktiver Erinnerungsleistungen bedarf (vgl. Gibson 1986, S. 142): So würden Menschen auch ohne jedes explizite Vorwissen, wie etwa ein Hocker auszusehen hat, jedes Objekt mit einer entsprechenden Beschaffenheit als ‚sitz-bar‘ wahrnehmen. Gibson versteht visuelle Wahrnehmung dabei nicht als auf den Sehsinn oder einen passiven Sinneseindruck reduziert, sondern als etwas, was den ganzen Körper und dessen ‚Lerngeschichte‘ bezüglich möglicher Interaktionen mit der Umwelt involviert und voraussetzt (vgl. Gibson 1986, S. 207): Die Affordanz ‚sitz-bar‘ wird wahrgenommen, weil der Organismus ‚beiläufig‘ gelernt hat, dass Objektflächen spezifischer Größe auf bestimmter Höhe optimal zu seiner Körpergröße und den motorischen Funktionen seiner Gliedmaßen passen, wenn es gilt, eine Ruheposition zu finden.

Affordanzen lassen sich also weder auf physikalische Eigenschaften eines Objekts noch auf dessen subjektive Interpretationen reduzieren, sondern emergieren Gibson zufolge immer erst aus dem Wechselverhältnis der materiellen Eigenschaften des Objekts und der *körperlichen* Dispositionen der Wahrnehmenden: Hat ein Tisch für einen Erwachsenen etwa die Affordanz, etwas darauf abstellen zu können, bietet sich derselbe Tisch einem Kleinkind als mögliches Versteck an.

Affordanzen verweisen daher sowohl auf die Nutzenden als auch auf das Objekt (vgl. Gibson 1986, S. 129). Jegliche Affordanzen müssen dabei nicht notwendigerweise genutzt oder überhaupt bemerkt werden. Die ihnen zugrunde liegende materielle Form des Objektes stellt aber ein invariantes, real vorhandenes Potenzial dar, unabhängig davon, ob ein einzelner Akteur dieses auch wahrnimmt (vgl. Gibson 1986, S. 139). Mit dieser Annahme grenzte sich Gibson von der konstruktivistisch-gestaltpsychologischen Auffassung Koffkas (2001) zum ‚Aufforderungscharakter‘ von Objekten ab, nach der lediglich situative Bedürfnisse oder Vorstellungen darüber bestimmen würden, welche Funktionalitäten einem Objekt zugeschrieben werden.

Mediale Objekte wie Zeichnungen oder Fotografien stellen nach Gibson einen Sonderfall dar: Sie sind dadurch konstituiert, dass die Oberflächenstruktur materieller Objekte so manipuliert wurde, dass auf ihnen aus einer bestimmten Betrachtungsperspektive visuelle Eindrücke erkennbar werden (vgl. Gibson 1986, S. 267 ff.). So lassen sich auf einer Schiefertafel mithilfe eines scharfkantigen Objekts sowohl Skizzen jagender Personen als auch Buchstaben unterbringen. Auf diese Weise entsteht gewissermaßen eine doppelte Affordanz (vgl. Gibson 1986, S. 281): Die Tafel verbleibt einerseits ein materielles Objekt mit all seinen Eigenschaften, kann etwa als Gewicht zum Beschweren anderer Objekte dienen, gleichzeitig erhält sie aber auch neue mediale Affordanzen. Sie lässt die dargestellte Szene partiell wieder erfahrbar werden, speichert die aufgebrachten Wahrnehmungseindrücke und macht diese auch zu einem gewissen Grad transportabel – allerdings nur für Menschen, welche über die notwendigen Dispositionen verfügen: Nur wer sehen kann und eigene oder mediale Erfahrungen mit der Jagd hat, kann die dargestellten Abbildungen deuten, nur wer den Gebrauch des Alphabets und die verwendeten Begriffe in seiner Kultur gelernt hat, kann den Sinn der Worte verstehen, nur wer stark und groß genug ist, dem erscheint die Steintafel auch als transportabel.

Denkt man Gibsons basale Medientheorie weiter, ließe sich argumentieren, dass auch von digitalen Speichermedien abgerufene Medienangebote, welche auf den ersten Blick eher wenig ‚materielle Substanz‘ zu haben scheinen, solche ‚physikalisch manipulierten Objektflächen‘ darstellen, wenngleich sie auch eine geringere zeitliche Beständigkeit aufweisen. Während jedoch Naturdinge oder stoffliche Artefakte durch ihre vergleichsweise grobe Formstruktur ihre möglichen Verwendungsweisen visuell oft unmittelbar nahelegen, sind die Affordanzen elektronischer und insbesondere digitaler Medien aufgrund der Mikrochiptechnologie und dahinterstehenden angeschlossenen Infrastrukturen oftmals ‚versteckt‘ (vgl. Gaver 1991). Sie sind somit noch deutlich abhängiger vom praktischen Wissen, denn ihre Nutzung setzt bereits sehr stark kulturell ‚gebildete‘ Körper voraus (vgl. Alkemeyer und Schmidt 2006, S. 9).

So instruktiv Gibsons Denkfigur ist, dass sich Affordanzen erst aus dem Zusammenspiel der physikalisch-materiellen Beschaffenheit von Objekten mit den Dispositionen wahrnehmender Subjekte im Sinne einer ‚körperlichen Lerngeschichte‘ ergeben, so hat sein beharrlicher Verweis auf eine ‚mühelose direkte Wahrnehmung real vorhandener Objekteigenschaften‘ immer wieder zu Missverständnissen und Widersprüchen aus dem sozialwissenschaftlich-konstruktivistischen Lager geführt. Diese vernachlässigen jedoch in der Regel, dass Gibson – wie an seiner Diskussion der Affordanzen eines Briefkastens kenntlich (vgl. Gibson 1986, S. 139) – durchaus komplexes, kulturell erworbenes Wissen in seiner Konzeption immer schon mitgedacht hat, jedoch eben im Sinne eines beiläufig erworbenen, verkörperten Handlungswissens, welches ohne jegliche propositionale Konzepte oder willentliche kognitive Interpretationsleistungen entsteht. Uns erscheint daher ein anderes Desiderat des Affordanzkonzepts als viel problematischer für die Untersuchung von Mediatisationsphänomenen: Das Verhältnis von Menschen und Artefakten unterliegt im Unterschied zu jenem zwischen biologischen Organismen und ihrer natürlichen Umwelt einem vergleichsweise schnellen und radikalen Wandel, teils innerhalb der Lebensspanne einzelner Subjekte. Nicht zuletzt ist menschliche Wahrnehmung selbst als soziohistorisch kontingent zu begreifen und durch Medien geformt. Dieses Problem kommt jedoch in der ursprünglichen, auf das Hier und Jetzt zwischen einem Organismus und seiner vermeintlich stabilen Umwelt gerichteten Fassung des Affordanzkonzepts nicht in den Blick.²

Nichtsdestotrotz ist es das Verdienst der Gibsonschen Konzeption, einen Mittelweg zwischen semiotisch-konstruktivistischen und materialistisch-objektivistischen Konzeptionen von Materialität theoretisch vorbereitet zu haben. Es sensibilisiert für den durch die materielle Form bedingten Angebotscharakter medientechnischer Artefakte, ohne diesen eine deterministische Wirkmacht zuzuschreiben oder eine eigene Handlungsfähigkeit zu unterstellen. Um das Affordanzkonzept jedoch für die sozialwissenschaftliche Erforschung des Wechselverhältnisses von medialem und soziokulturellem Wandel fruchtbar zu machen, bedarf es einer theoretisch-methodologischen Weiterentwicklung, welche diesen Wandel berücksichtigt und zugleich anschlussfähig ist an Gibsons Idee eines in praktischer Auseinandersetzung mit der Umwelt entstandenen, ‚verkörperten‘ Handlungswissens – dieses aber weder vornehmlich aus der physikalischen Beschaffenheit von Objekten herleitet noch wie einige der bisherigen Versuche, das Konzept zu ‚sozialisieren‘ (vgl. Costall 1995), dazu tendiert, Materialität erneut auf etwas Zeichenhaftes zu reduzieren (vgl. auch Dant 2005, S. 106).

²Zur Diskussion des Affordanzkonzepts in der Soziologie vgl. Hutchby (2001), Rappert (2003), Dant (2005), Zillien (2008), Bloomfield et al. (2010).

2.2 Generationaler Habitus als sozialtheoretische Rahmung des Affordanzkonzepts

Eine Denkfigur, die sich in besonderer Weise anbietet, um das Affordanzkonzept sozialwissenschaftlich anschlussfähig zu machen, da diese in ähnlicher Weise wie Gibson die Relationiertheit von Strukturen und Praxis betont, ist Bourdieus Habituskonzept. Bourdieu konzipiert den Habitus als „nicht nur strukturierende, die Praxis wie deren Wahrnehmung organisierende Struktur, sondern auch strukturierte Struktur“ (Bourdieu 1987, S. 279). Die soziale Lage und die mit dieser einhergehenden materiellen Existenzbedingungen eines Akteurs bringe auf diese ‚abgestimmte‘, inkorporierte Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata hervor, welche die Alltagspraxis dauerhaft anleiten. Die Akteure agieren in der Sicht Bourdieus gewissermaßen in einer Welt, die durch ihre ‚milieuspezifische Brille‘ vorstrukturiert ist. Dies schließt aus, dass Menschen *alle* in der Welt objektiv gegebenen Strukturen aufnehmen – nur was ins Schema passt, existiert. Die von Gibson postulierte ‚direkte‘ und gewissermaßen ‚mühelose‘ Wahrnehmung ließe sich mit Bourdieu als das sich ‚jenseits von Bewußtsein und diskursivem Denken‘ vollziehende ‚praktische Erkennen der sozialen Welt‘ (Bourdieu 1987, S. 730) beschreiben, welches durch die ‚objektive Struktur der Konfiguration von Eigenschaften geprägt [ist], die sie ihm darbietet‘ (Bourdieu 2001, S. 190). Während Gibson die Dispositionen, welche die Wahrnehmung der Umwelt vorstrukturieren, in erster Linie aus der biologischen ‚Körperausstattung‘ herleitet, lassen sich diese mit Bourdieu mithin als Inkorporierung der historisch-sozial spezifischen Lebensverhältnisse verstehen, in die ein Mensch hineinwächst.

Materielle Artefakte hat Bourdieu jedoch fast ausschließlich hinsichtlich ihrer symbolisch-distinktiven Dimension in den Blick genommen und als auf die Position im sozialen Raum verweisendes Kapital verstanden. Gleichwohl könnte man argumentieren, dass die praktische und leibliche ‚Konditionierung‘ durch materielle Medienumwelten in seiner Vorstellung der Inkorporierung der objektiven sozialen Bedingungen immer schon mitgedacht ist.³ Mit Bourdieu ließe sich also

³Entsprechend gibt es verschiedene Versuche, Bourdieu techniksoziologisch weiterzudenken (vgl. Hillebrandt 2002; Burri 2008; diesbezüglich kritisch Schulz-Schaeffer 2004). Alkemeyer und Schmidt (2006) deuten dabei die Fruchtbarkeit des Affordanzkonzepts für ein solches Unterfangen an. Einen dezidierten Vorschlag zu dessen Erweiterung durch das Bourdieusche Habituskonzept haben Fayard und Weeks (2014) kürzlich für die Organisationsforschung vorgelegt.

formulieren, dass sich die Affordanzen von Medientechnologien in der Auseinandersetzung des Subjekts mit seiner Medienumwelt in den Habitus einschreiben und damit die Logik der weiteren Medienpraxis formen. In diesem Sinne erklärt das Habituskonzept, warum unterschiedliche soziale Gruppen bei identischen materiellen Medienangeboten unterschiedliche Affordanzen wahrnehmen: Sie haben qua Sozialisation in heterogenen Technikumwelten einen Medienhabitus entwickelt, der gewissermaßen zur Perzeption gänzlich unterschiedlicher ‚Medien‘ führt, obwohl mit denselben Objekten interagiert wird.

Aus der Perspektive der Mediatisierungsforschung, die sich für den langfristigen sozialen Wandel entlang der Medienentwicklung interessiert, ist Bourdieus Perspektive jedoch insofern unzureichend, als dass sie dazu tendiert, die Genese des Habitus kausal aus der Verfügung über verschiedene Kapitalsorten herzuleiten, statt empirisch zu rekonstruieren, ob und in welchen *historisch* geteilten Erfahrungszusammenhängen dieser gründet. Der in dieser Hinsicht hilfreichere wissenschaftssoziologische Ansatz von Karl Mannheim geht ebenfalls davon aus, dass die Zugehörigkeit zu einer *sozialen Lagerung* die Tiefenstrukturen der Handlungspraxis prägt. Während aber Bourdieu vor allem auf die Distinktion innerhalb und zwischen verschiedenen sozialen Klassen abhebt, betont Mannheim die habituellen Übereinstimmungen, das *konjunktive*, also verbindende Wissen, welches Menschen teilen, die ‚strukturidentische‘ Erfahrungen gemacht haben. Das Hineinwachsen in solche *konjunktiven Erfahrungsräume* (vgl. Mannheim 1980) ist dabei stets überlappt von anderen kollektiven Erfahrungsdimensionen (vgl. Bohnsack und Schäffer 2002), wie Mannheim in seiner Theorie der Generationen (1964) andeutet. Diese Perspektive erweist sich als überaus fruchtbar, um das Affordanzkonzept im Sinne der für die Mediatisierungsforschung essenziellen Langzeitperspektive weiterzudenken.

Prägende Eindrücke in der Jugend und im frühen Erwachsenenalter hätten, so Mannheim (1964, S. 536), die Tendenz, sich als „natürliches Weltbild“ festzusetzen. Während die Geburt innerhalb eines chronologischen Zeitabschnitts als „Generationslagerung“ nur ein *Potenzial* darstellt ähnliche Erfahrungen zu machen, partizipieren Menschen, die tatsächlich zur selben Zeit in einem gemeinsamen historisch-sozialen Raum aufwachsen und an derselben ‚historisch-aktuellen Problematik orientiert‘ (Mannheim 1964, S. 544) sind, an einem „Generationszusammenhang“, der auch später sinnstiftend für den generationalen Common Sense ist. Innerhalb eines solchen Generationszusammenhangs können sich dabei, etwa entlang unterschiedlicher sozialer Milieus, verschiedene „Generationseinheiten“ ausbilden, welche die geteilten Eindrücke auf unterschiedliche Weise verarbeiten (Mannheim 1964, S. 544).

Überträgt man Mannheims Perspektive auf die historische Veränderung medientechnischer Dingwelten⁴, lässt sich argumentieren, dass der medientechnologische Wandel im Zusammenwirken mit dem kulturellen Wandel historisch auch unterschiedliche Schemata der Mediennutzung und somit auch der Affordanzwahrnehmung hervorgebracht hat, welche heute miteinander koexistieren und sich empirisch in erster Instanz als *generationsspezifisch* erweisen sollten. Mit Mannheim ließe sich unterstellen, dass dies darauf beruht, dass Akteure in ihren ‚formativen Jahren‘ eine kohorten- und milieuspezifische „Mediengrammatik“ (Gumpert und Cathcart 1985) im Umgang mit den realen Affordanzen der ihnen verfügbaren Medientechnologien erworben haben – einen, mit Bourdieu formuliert, habituellen *modus operandi* der Mediennutzung. Diesen dürften sie nachfolgend im Sinne einer ‚Trägheit des Habitus‘ über die Lebensspanne, trotz freiwilligen oder unfreiwilligen Wechsels der konkret zu seiner praktischen Realisierung verwendeten Medientechnologien, weitestgehend aufrechterhalten. Gleichzeitig dürfte dieser die Wahrnehmung der Affordanzen neuer Medien vorstrukturieren. Auf diese Weise ließe sich schlüssig erklären, warum manche, aber eben nicht alle Vertreterinnen und Vertreter älterer Generationen medialen Neuerungen vielfach mit Skepsis, Unverständnis, Hilflosigkeit oder auch ganz anders gearteten Medienpraktiken als jüngere Nutzende entgegenreten.

Eine solche Erweiterung des Affordanzkonzepts unter Rückgriff auf Mannheim und Bourdieu macht dieses unseres Erachtens überhaupt erst fruchtbar für die Untersuchung des gesellschaftlich-kulturellen Wandels entlang der Medienentwicklung. Dies soll im Folgenden anhand von Beispielen aus einem empirischen Mediatisierungsforschungsprojekt exemplifiziert werden.

⁴Eine aktuelle Weiterentwicklung der an Mannheim und Bourdieu anknüpfenden praxeologischen Wissenssoziologie in Hinblick auf materielle Artefakte von Nohl (2013) verknüpft Mannheims Konzept des *konjunktiven Erfahrungsraums* mit Deweys und Bentleys pragmatistischem Konzept der *transaction*. Ein solches Konzept *konjunktiver Transaktionsräume* sensibilisiert dafür, wie „Menschen und Dinge (im Plural) sich innerhalb gemeinsamer, sich allmählich spezifizierender Praktiken aufeinander abstimmen und dabei ihre jeweiligen Orientierungen (bei Menschen) und Eigenschaften (bei Dingen) entstehen“ (Nohl 2013, S. 194). Für eine Anwendung dieser Perspektive am Beispiel des Plattenspielers vgl. Hoklas und Lepa (2015).

3 Die generationsspezifische Wahrnehmung und Enaktierung der Affordanzen von Audiomedien: Exemplarische Fallbeispiele

3.1 Methodischer Zugang im Projekt „Survey Musik und Medien“

Heute ist an fast jedem Ort der jederzeitige Zugriff auf nahezu unbegrenzt erscheinende Musikbibliotheken möglich geworden und Musik dadurch von der U-Bahn über den Arbeitsplatz bis hin zum Fitnesscenter in unterschiedlichste situative Kontexte und ‚soziale Welten‘ eingedrungen. Auf Grundlage einer Weiterentwicklung der Medienrepertoire-Analyse (vgl. Hasebrink und Popp 2006) ist das im Schwerpunktprogramm (SPP) „Mediatisierte Welten“ geförderte Forschungsprojekt „Survey Musik und Medien. Empirische Basisdaten und theoretische Modellierung der Mediatisierung alltäglicher Musikrezeption in Deutschland“⁵ der Frage nachgegangen, wie sich entlang der historisch stattgefundenen audio-technologischen Umbrüche vom Grammophon über die Hi-Fi-Anlage bis hin zu digitalen Streamingtechnologien die Praktiken des alltäglichen Musikhörens gewandelt haben.

Die im qualitativen Teil des Projekts durchgeführte Interviewanalyse zielte darauf, im systematischen Vergleich von Vertretern unterschiedlicher Generationslagerungen, Milieus und Geschlechter die habituellen Orientierungen zu rekonstruieren, welche der Musikhörpraxis *medienübergreifend* zugrunde liegen.⁶ Unter solchen *medienmusikalischen Orientierungen* verstehen wir das stillschweigende, praktische und größtenteils ‚verkörperte‘ Wissen, welches „als Bündel von verallgemeinerten Erfahrungen, Erwartungen, impliziten Handlungsskripten, Vorstellungen und Kompetenzen die Nutzung von Medientechnologien zum Musikhören anleitet“ (Hoklas und Lepa 2015, S. 131). Bei dieser Analyse erwies sich das Affordanzkonzept als hilfreiches „Sehinstrument“ (Lindemann 2008, S. 114), um das komplexe Zusammenspiel zwischen vergangenen und aktuellen Medienumwelten und dem alltagsmusikalischen Habitus der Nutzenden zu rekonstruieren.

⁵Dieses wurde im Rahmen der zweiten Förderphase des SPPs von 2013 bis 2015 am Fachgebiet Audiokommunikation der Technischen Universität Berlin durchgeführt.

⁶Entsprechend spiegelt die hier aus Darstellungsgründen eingenommene ‚medienzentrierte‘ Perspektive nicht die generelle Zielsetzung der Interviewanalyse, sondern soll diese lediglich exemplarisch illustrieren, wie sich das Affordanzkonzept in der komparativen Analyse als fruchtbares Beschreibungsinstrument anwenden lässt.

Da Affordanzen ein habituell-implizites Wissen darstellen, welches nur begrenzt begrifflich-theoretisch expliziert werden kann und sich der unmittelbaren Beobachtung der Sozialforscherinnen und -forscher entzieht, ist die empirische Analyse von Affordanzen der alltäglichen Mediennutzung auf methodologische Zugänge verwiesen, welche eben diese Sinnschicht des atheoretischen Wissens fokussiert. Im Projekt wurde hierfür die an Mannheim und Bourdieu anknüpfende Dokumentarische Methode (vgl. Nohl 2006; Bohnsack 2007) verwendet, welche in komparativen Sequenzanalysen erfahrungsnaher Beschreibungen und Erzählungen der Handlungspraxis darauf zielt, implizites Wissen explizit zu machen. Um die Prozessstruktur des Habitus rekonstruieren zu können, wird der Blick dabei insbesondere auch auf das *Wie* des Gesagten gerichtet. Im Folgenden soll die Fruchtbarkeit des Affordanzkonzepts für das Verständnis unterschiedlicher Nutzungsformen des digitalen mobilen Players illustriert werden, welcher typischerweise im Verbund mit In-Ohr-Kopfhörern verwendet wird.

3.2 Exemplarische Analyse: Affordanzen des mobilen Players im Generationenvergleich

Bereits die quantitativen Ergebnisse des Projekts zeigen, dass mobile Player und In-Ohr-Kopfhörer vor allem von Mitgliedern jüngerer Geburtskohorten gewohnheitsmäßig im Alltag genutzt werden (vgl. Lepa 2014). Eine in vielen Fallstudien zum mobilen Musikhören beschriebene Affordanz dieses Medienverbunds ist es, sich im öffentlichen Nahverkehr aus dem ‚Lautraum‘ der Mitreisenden in die selbst gewählte akustische Umwelt im Sinne einer *auditory bubble* (Bull 2000) zurückziehen zu können. In unserem Sample realisieren etwa Katharina und Anja diese Affordanz des mobilen Players. Betrachtet man näher, wie die beiden in diesen Situationen von den materiellen Eigenschaften des Abspielgerätes Gebrauch machen, zeigt sich, dass sich der jeweils wahrgenommene ‚Angebotscharakter‘ des Players dennoch etwas unterscheidet. So ist es für Katharina eine fraglose Selbstverständlichkeit, während des Musikhörens im Bus in der digitalen Musikbibliothek des Gerätes zu stöbern:

Also das is ja so=⁷ Ding dass man dann immer so wieder durchscrollt, und nach=m neuen Lied guckt was man jetzt lieber hörn will und so weiß nich nach zwei Minuten macht man das Lied dann aus und sucht n anderes aus weil man da ja so super viel drauf hat, und wenn ich jetzt hier so im Zimmer jetzt irgendwie ne Platte

⁷Die Gleichheitszeichen zeigen Wortverschleifungen an.

hör oder ne CD hör oder was weiß ich dann hör ich mir die auch immer zu Ende an und dann hör ich auch oft so=n Album durch. Also ähm, auf=m iPod hör ich mir selten so=n Album jetzt durch sach ich mal, da macht man das dann immer so (.)⁸ keine Ahnung weil da hat man da von verschiedenen Sängern dann immer so Lieder drauf und dann such ich mir immer grad das aus worauf ich halt grad Lust hab.

Während Katharina beim Hören eines physischen Tonträgers in ihrem Zimmer der durch das Medium vorgegebenen Abspielreihenfolge folgt, scheint sie die große Speicherkapazität des unterwegs verwendeten iPods dazu aufzufordern, unentwegt nach dem als nächstes ab- bzw. dann offenbar auch wieder nur angespielten Song Ausschau zu halten. Sie erfährt sich als von den materiellen Eigenschaften der Medientechnologie Getriebene, wenn sie die über das Gerät verfügbare übergroße Auswahl an Musik anführt, um ihre Handlungspraxis zu begründen („weil man da ja so super viel drauf hat“). Im Fortgang der Interviewpassage dokumentiert sich, dass der mobile Player für Katharina den ‚Angebotscharakter‘ hat, sich tentativ in die situativ ‚richtige‘ Stimmung zu ‚ziehen‘.

Anja hingegen hat zwar ebenfalls eine Vielzahl von Musikfiles auf ihrem Player gespeichert, dennoch hört sie zumeist ein- und dasselbe Album ihrer Lieblingsband U2 und spielt dieses chronologisch in der vom Medium vorgesehenen Reihenfolge ab:

Ich hab ja so=ne so=n ich weiß nich wie ich das erklärn soll, so=ne Erwartungshaltung quasi. Ich mach dieses Golden Unplugged Album, das meistgehörte glaub ich bei @mir@⁹ (.) wenna da so=n Ranking gäbe ähm mach ich an und dann weiß ich das erste Lied is One und dann kommt Satellite of Love. Und wenn da jetzt plötzlich was ganz anderes¹⁰ käm, dann (2) dann würd ich denken das @Ding is kaputt@. Weiß ich nich was ich dann denken würd, da- weil einfach diese Erwartung schon da is, ich weiß ja dass dann kommt. (.) Irgendwie. Das is auch son beruhigendes Gefühl vielleicht auch ähm (.) aber eigentlich mehr son (.) ich weiß was da kommt.

Sie begründet diese beim Busfahren sowie beim Walken realisierte Abspielpraxis nicht etwa damit, dass sie das Album als in Aufbau und Dynamik von den Künstlern intendiertes Gesamtwerk rezipieren möchte, sondern es ist die Antizipation der Titel-Reihenfolge, welche selbstredende Begründung ihrer Handlungspraxis

⁸Die (.)-Zeichen kennzeichnen ein kurzes Absetzen beim Sprechen von bis zu einer Sekunde. Bei längeren Pausen ist in den Klammern die Pausendauer in Sekunden angegeben.

⁹Die @-Zeichen zeigen an, dass etwas lachend gesprochen wird.

¹⁰Die Unterstreichungen kennzeichnen eine Betonung.

ist: „Weil das weiß ich halt auswendig“. Im Unterschied zu Katharina fordert Anja der mobile Player anscheinend keineswegs zum ‚Song-Hopping‘ auf, sondern gewährt ihr, anders als ihr Discman, der immer „gesprungen“ sei und daher kaum von ihr verwendet wurde, Erwartungssicherheit.

Doch warum nehmen die beiden Frauen, obwohl sie den mobilen Player auf den ersten Blick in ganz ähnlicher Weise nutzen, unterschiedliche Affordanzen des Gerätes wahr? Während die 1996 geborene Katharina schon in ihrer Kindheit mit einem digitalen mobilen Player Musik gehört hat, ist die zwanzig Jahre ältere Anja (*1977) mit Kassetten aufgewachsen. Die technische Funktion, Musiktitel weiterschalten zu können, hat diese in ihrer Jugend zwar beim elterlichen CD-Player im Wohnzimmer kennengelernt, bei ihrer damals deutlich dominanteren Praxis des Unterwegshörens mit ihrem Walkman sowie bei dem Kassettenrekorder in ihrem eigenen Zimmer hätte sie aber erst mühsam vor- oder zurückspulen müssen, um die durch das physische Speichermedium vorgegebene Musikfolge zu unterlaufen und einen bestimmten Musiktitel gezielt anzusteuern. Ein müheloses ‚Hoppen‘ zwischen einer großen Auswahl an unterschiedlichen Alben oder Playlists, wie es für Katharina selbstverständlich ist, war für Anja beim selbstbestimmten Musikhören nicht möglich.

Vertreterinnen und Vertreter älterer Geburtskohorten unseres Samples enactieren die mit mobilen Playern einhergehende Affordanz ‚mobilen Hörens‘ dagegen nur selten. So zeigt sich etwa im Interview mit Frau Berg (*1968), dass jene zwar von ihr wahrgenommen wird – sie berichtet, dass sie häufig Menschen in der S-Bahn begegnet, die mit Kopfhörern Musik hören – in ihre Alltagspraxis hat das mobile Hören jedoch keinen Eingang gefunden:

Also ich bin eher nich derjenige der mit MP3s oder MP3-Player auch nich durch die Gegend läuft, ähm (.) ich sage mir entweder es is halt da, sprich im Auto oder äh in irgendner festen Station, aber ich würde jetze nich unbedingt jetz mit MP3s, (.) sicherlich kann man da viel mehr Titel hörn aber man kann immer nur eins hörn und da find ich wirklich das Radio einklich entspannender, als äh immer das Gleiche zu hörn. Weil die Musik, die man (.) hört (.) die hört man ja einklich um sich zu entspannen, also oder oder abzulenken. Für mich ist das jedenfalls einklich so, dass=es Radio mich so=n bisschen och ablenkt. Und dementsprechend ähm wie jesacht bin ich gar nich so, dass ich jetz sagen muss: Ich brauch MP3s oder äh.

In einem argumentierenden Modus markiert Frau Berg hier, dass ihr der technische Vorzug des MP3-Formats durchaus bekannt ist – man könne damit unterwegs „viel mehr Titel“ hören. Radiohören empfinde sie aber als „entspannender“, mit „MP3s oder MP3-Player“ könne man dagegen „immer nur eins hörn“. Dass sich auf einem digitalen mobilen Player ein ähnliches Potpourri an Pop- und

Schlagermusik zusammenstellen ließe, welches auch im Umfang dem Abspielrepertoire ihres gewohnten Radiosenders entsprechen würde, nimmt Frau Berg offensichtlich nicht wahr.

Nagy und Neff (2015) plädieren für eine stärkere Berücksichtigung solcher „imagined affordances“ in der mit Medientechnologien befassten kommunikationswissenschaftlichen Forschung. Im Sinne der Dokumentarischen Methode verraten derlei wertnormativ aufgeladene Beschreibungen vermeintlicher Begrenzungen der Handlungs- und Erfahrungsqualitäten von Dingen allerdings lediglich etwas über explizit-diskursive Wissensstrukturen. Im Anschluss an Mannheim (1964, S. 534), aber auch an Gibson lässt sich argumentieren, dass ein solches *kommunikatives Wissen* um die Handlungsoptionen von Medientechnologien die Handlungspraxis weniger existenziell tangiert als das im praktischen Umgang mit diesen selbst erworbene Wissen. So zeigt sich als ursächlich für Frau Bergs Abneigung gegenüber dem mobilen Hören vielmehr, dass die Nutzung von Kopfhörern ihrem Habitus des Musikhörens entgegensteht, welcher durch ihren ausschließlich häuslich-stationär und über Lautsprecher genutzten Radiorekorder ihrer Jugend mitgeprägt zu sein scheint. Denn, wie sie markiert, ist ihr durchaus bewusst, dass sie theoretisch auch wenn sie zu Fuß unterwegs ist Radio hören könnte, da heutzutage „ja in jedem Telefon nen Radio drinne“ ist. An anderer Stelle formuliert sie die Selbsttheorie, sie sei „eher so der Mensch, der der so kommunikativ äh die Leute dann so=n bisschen anguckt“. Auf die Nachfrage, dass man dies doch prinzipiell auch tun könne, wenn man Musik hört, entgegnet sie Folgendes:

Ja, das könnte man, das stimmt, aber irgendwie ähm (.) man erfasst ja nicht den ganzen Menschen, letztendlich wenn wenn ich Ihnen jetzt gegenüber sitze und es würde jetzt Musik laufen, dann würd ich mich nicht so sehr auf Sie konze- also nee, hört sich jetzt komisch an ähm dann würd ich mich anders auf Sie konzentriern als wenn ich Ihnen jetzt gegenüber sitze und mit Ihnen rede. Ähm wenn die Musik jetzt beispielsweise äh so wär dass Sie sagen würden: Oh, dis=s aber schön. Dann würd ich würd ich=s lauter drehen und sagen: So, jetzt machen wa dis ma. Dis macht man natürlich nicht, wenn man irgendwo äh in in im öffentlichen Nahverkehr.

Wie sich hier zeigt, ist das individuierte Musikhören in Situationen der Kopräsenz für Frau Berg eine kaum denkbare und auch nicht erstrebenswert erscheinende Erfahrung. Hier und an anderen Passagen des Interviews lässt sich rekonstruieren, dass Musik für sie etwas ist, das zwar nicht zwingend gemeinsam erlebt werden muss, das aber *alle*, die sich in dem Raum befinden, in dem diese zum Erklängen gebracht wird, hören (können) müssen – was wiederum den von ihr internalisierten ‚Regeln‘ im öffentlichen Nahverkehr (vgl. Lepa et al. 2014b) zuwiderlaufen

würde. So lehnt es Frau Berg etwa auch ab, Kopfhörer zu verwenden, wenn sie abends im Bett neben ihrem Mann Radio hören möchte – denn, wie sie pointiert feststellt, „wenn, dann müssen alle mit“. Sie nimmt zwar einige Affordanzen des mobilen Players wahr, diese ermöglichen ihr aber offenbar keine Enaktierung ihrer medienmusikalischen Orientierungen.

Selbst in Fällen, in denen die Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Technologien Teil des Habitus ist, bedeutet die Wahrnehmung bestimmter medientechnischer Affordanzen neuer Medien noch nicht, dass die entsprechende Medientechnologie auch in das Medienrepertoire integriert wird. Nicht zufällig hebt etwa der mit Hi-Fi-Technologien sozialisierte Herr Boden im Interview den „gigantischen Klang“ des iPod-Shuffles eines Kollegen hervor, den er einmal aus „rein technische[r] Neugier“ ausprobiert habe. Hier wird erneut deutlich, dass die Potenziale jüngerer Medientechnologien vor dem Horizont der Affordanzen derjenigen Medientechnologien wahrgenommen werden, die in den formativen Jahren Teil der Medienpraxis waren und heute weiterhin habituell bestimmend sind. Die Affordanz der gesteigerten Mobilität des winzigen, dadurch ausschließlich mit Kopfhörern nutzbaren Players scheint die Logik von Herrn Bodens *modus operandi* des Musikhörens noch immer zu unterlaufen; waren doch in seiner Jugend große Hi-Fi-Lautsprecher mit „dicken Endstufen“ wertiger Garant für Musikgenuss. Auch im Auto, dem einzigen Ort, an dem dieser jemals ‚mobil‘ Musik gehört hat (und dies auch heute noch tut), gehörten „Stereoanlagen, dicke Subwoofer und so weiter“ zum Inventar. Zwar kamen Mitte der 1980er Jahre Walk- und Discmans auf, die Hi-Fi-Ansprüchen entsprachen, unter vielen der zumeist männlichen Hi-Fi-Puristen wie Herrn Boden waren Miniaturgeräte aber noch verpönt (vgl. Weber 2008, S. 202 ff.). So finden sich auch in dem Interview keine Hinweise darauf, dass er in seiner Jugend jemals ein Miniaturgerät zum Musikhören verwendet hat. Obgleich Herr Boden diese Affordanz des mobilen Players erprobt hat und dessen „gigantischen Klang“ vor dem Hintergrund seiner die musikalische Medienpraxis anleitenden Orientierungen relevant sein dürfte, nutzt er diesen nicht. Damit etwa im Bus Musik zu hören, scheint seinem impliziten Handlungsskript für das Musikhören entgegenzustehen, wie die folgende selbstironisierende Beschreibung zeigt, in der er seine generationelle Zugehörigkeit als quasi selbsterklärenden Grund für die Nichtnutzung anführt: „Ich setz mich da rein und steig a halbe Stund später wieder aus und lauf ins Büro, @fertig, ja@ und vielleicht wechsle ich drei Worte mit dem Nachbarn (.) der eben weil er auch n uralter Sack is wie ich äh (.) keinen MP3-Player in den Ohren hat“. Auch hinsichtlich der Bedienbarkeit dokumentiert sich eine habituelle Fremdheit zwischen ihm und dem kleinen Gerät: Wenn er einmal den MP3-Player seiner Frau ausleihe, „dann werd ich zum Tier weil ich diese ganze @Menüführung

schon nicht versteh@ von dem Ding, ja wie viel Ebenen in welchen Verzeichnissen ja“. Offenbar haben die materiellen Eigenschaften der audiotecnischen Dingwelt seiner Jugendzeit geformt, wie er sich in der Gegenwart digitalen Audiotecnologien nähert. Obwohl Herr Boden also bestimmte Potenziale der mobilen Playertecnologie wahrnimmt, erweist sich der generationelle medienmusikalische Habitus auch hier als zu ‚träge‘, als dass diese Eingang in die Alltagspraxis fänden.

An dieser Stelle zeigt sich die Differenz eines praxeologisch erweiterten Affordanzkonzepts zu sozialkonstruktivistischen Theorien der Technologieaneignung, welche die Art des Gebrauchs eines Mediums in erster Linie über Prozesse der sozialen Konstruktion der verwendeten Technologie (verstanden als ‚interpretierbarer Text‘) zu erklären trachten und dabei strukturelle Determinanten tendenziell vernachlässigen, während die Affordanzperspektive diese stärker in den Vordergrund rückt: Die Ablehnung einer spezifischen Medienpraktik kann *sowohl* aus einer nicht wahrgenommenen Affordanz *als auch* aus einer mangelnden Passung dieser zum generationalen Habitus rühren. Beides sind nach unserer Interpretation keine ‚aktiven Konstruktionsleistungen‘, sondern Folge der generationalen Lagerung der Befragten in Interaktion mit den materiellen Eigenschaften der Medien.

Die Anwendung des Affordanzkonzepts auf das Beispiel des Medienverbands mobiler Player und Kopfhörer demonstriert über die angeführten Fallbeispiele hinweg, dass viele latente, aber real vorhandene Handlungsangebote von Medientechnologien nur von solchen Akteuren genutzt werden, die in ihren formativen Jahren ein implizites praktisches Wissen über diese erworben haben. Andere Affordanzen werden wiederum durchaus wahrgenommen, können jedoch nicht praktisch in den bestehenden Habitus integriert werden. Keineswegs bedeutet dies, dass nachwachsende Generationen *alle* Handlungsoptionen der in ihrer Jugend zeitgeschichtlich jeweils verfügbaren Medientechnologien wahrnehmen und nutzen. Vielmehr ist mit Mannheim davon auszugehen, dass sich dadurch verschiedene nebeneinander bestehende ‚Generationseinheiten‘ herausbilden, die sich ihrer Zusammengehörigkeit aber keineswegs bewusst sein müssen (vgl. Mannheim 1964, S. 550).

Wie hier nur exemplarisch verdeutlicht werden konnte und wie auch die quantitativen Ergebnisse des Projektes nahelegen, ‚hängen‘ viele Menschen zeitlebens an der Logik jener Apparate, welche sie in ihrer jugendlichen Musiksozialisation prägten. Die damit in den Vordergrund gerückte konstitutive ‚Trägheit des Habitus‘ der Mediennutzung kann jedoch durchaus, wie Einzelfälle zeigen, durch besondere individualbiografische Veränderungen, etwa intergenerationale Lernprozesse oder grundlegende Veränderungen der Lebensumstände, tangiert werden (vgl. Lepa et al. 2014a).

4 Fazit: Der Beitrag des Affordanzkonzepts zur Mediatisierungsdebatte

Mithilfe des durch die Habitustheorie Bourdieus und die Generationentheorie Mannheims erweiterten Affordanzkonzepts ließ sich in der empirischen Analyse biografischer Interviews mit Vertreterinnen und Vertretern unterschiedlicher Generationslagerungen zeigen, wie sich Medientechnologien und ihre Nutzenden wechselseitig formen und Mediatisierung durch inkorporierte Sozialisationserfahrungen mit den Dingen ein besonderes ‚Trägheitsmoment‘ erhält: Die in den formativen Jahren realisierten Affordanzen strukturieren offenbar die habituellen Schemata, aufgrund derer die Affordanzen neuer Medientechnologien wahrgenommen werden oder gar nicht erst ins Visier geraten. Der Ansatz lenkt somit den analytischen Blick der Mediatisierungsforschung darauf, dass die Nutzung bestimmter Handlungsangebote von Medientechnologien unmittelbar an die habituellen, größtenteils ‚verkörperten‘ Dispositionen ihrer Nutzenden geknüpft ist. Dass Möglichkeiten neuer Medien nicht genutzt werden, lässt sich aus dieser Perspektive nicht in erster Linie als Ausdruck einer distanzierten Haltung gegenüber neuen Technologien verstehen, sondern vielmehr als Nicht-Passung zwischen den in anderen Medienumwelten geformten *impliziten* Handlungslogiken der Menschen und den materiellen Eigenschaften neuer Technologien.

Das Affordanzkonzept sensibilisiert damit für die materiellen Eigenqualitäten der Medientechnologien und ihr Zusammenspiel mit der ‚Logik der Praxis‘, ohne auf eine für alle Akteure in ähnlicher Weise gültige ‚Medienlogik‘ (vgl. Meyen et al. 2015) zu rekurrieren. Als Analysewerkzeug erlaubt es der empirischen Mediatisierungsforschung, die ‚feinen Unterschiede‘ der Medientechnologienutzung systematisch zu rekonstruieren, gerade weil es gleichzeitig darauf aufmerksam macht, dass der Handlungsspielraum von Akteuren aufgrund der technisch-apparativen Eigenschaften von Medientechnologien in ‚erster Instanz‘ (vgl. Hall 1986) begrenzt ist. Nur wenn jene Widerständigkeit des Materiellen gegenüber ‚interpretativer Flexibilität‘ ernst genommen wird, lassen sich unseres Erachtens Gemeinsamkeiten und Unterschiede hinsichtlich der Integration von Medientechnologien in die Alltagspraxis sinnvoll herausarbeiten und somit der Prozess der Mediatisierung, verstanden als Interaktion von Medienwandel und Gesellschaftswandel, angemessen beschreiben, erklären und verstehen.

In genau dieser Weise wurde das Affordanzkonzept im dargestellten Projekt zur Analyse der Mediatisierung des alltäglichen Musikhörens angewandt. Es half, die Logik und die Genese zuvor quantitativ ermittelter, gesellschaftlich dominanter Muster der Audiomedienutzung in der komparativen Analyse von Follow-up-Interviews verstehen zu können. Wir interpretieren die an anderer Stelle

vorgestellten gesellschaftsweit dominierenden Audiorepertoire-Typen in Deutschland (vgl. Lepa et al. 2014a; Lepa 2014; Lepa und Hoklas 2015) theoretisch als Folge und Widerspiegelung geteilter realisierter Affordanzen und medienmusikalischer Orientierungen, welche auf die Zugehörigkeit zu identischen *Audio-mediengenerationseinheiten* zurückgehen (vgl. Lepa et al. 2014a). Diese können mit Mannheim als die langfristigen ‚Träger‘ des audiokulturellen Medienwandels begriffen werden. Mit diesem Erklärungsmodell haben wir über die Projektziele hinaus im Rahmen des SPPs versucht, einen praxeologischen Baustein zur allgemeinen Mediatisierungsdebatte zu leisten. Ferner erlaubte unser Zugang dem in der Kulturosoziologie (vgl. Reckwitz 2007) theoretisch postulierten, aber dort bislang allenfalls diskursanalytisch nachgespürten Zusammenhang von Medien- und Subjektrtransformation in einer quasi-historischen Perspektive von der Nachkriegszeit bis in die Gegenwart empirisch-rekonstruktiv nachzugehen.

In der Zusammenführung theoretischer und methodologischer Perspektiven der Kommunikationswissenschaft und Soziologie konnte das Projekt gleichzeitig auch an die im Rahmen des SPPs, aber auch darüber hinaus über verschiedene Disziplinen hinweg rege geführte Diskussion um Medien- und Technikgenerationen (vgl. u. a. Bohnsack und Schäffer 2002; Hepp et al. 2014; Bolin 2016) sowie die Diskussion um ‚Soziomaterialität‘ in der Organisationssoziologie (vgl. etwa Leonardi 2012) anschließen. Ein weiterer Anknüpfungspunkt ist die Techniksoziologie, in der etwa diskutiert wird, inwieweit Technik in ihrer Eigenschaft als Ressource prospektiven Handeln nicht die von Bourdieu postulierte Beharrungskraft des Habitus negiert (vgl. Schulz-Schaeffer 2004), sowie die qualitativ-empirische Forschung zum medialen Musikhören im englischsprachigen Raum, deren Hauptaugenmerk bislang auf jugendlichen Musikhörenden lag (vgl. u. a. Magaudda 2011; Prior 2014). Abschließend möchten wir anregen, dass die im Projekt durch die Anwendung des Affordanzkonzepts gewonnenen Einsichten zum generationalen Habitus der Mediennutzung auch die öffentliche Debatte zu den gesellschaftlichen Auswirkungen der Digitalisierung befruchten könnte, in der sich kulturkritische Positionen und fortschrittsgläubige Stimmen oft unvermittelt gegenüberstehen.

Literatur

- Alkemeyer T, Schmidt R (2006) Technisierte Körper – verkörperte Technik: Über den praktischen Umgang mit neuen Geräten in Sport und Arbeit. In: Rehberg K-S (Hrsg) Soziale Ungleichheit, Kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004 (Teilbd. 1). Campus, Frankfurt am Main, S 569–578

- Bloomfield BP, Latham Y, Vurdubakis T (2010) Bodies, technologies and action possibilities. When is an affordance? *Sociology* 44:415–433. doi:[10.1177/0038038510362469](https://doi.org/10.1177/0038038510362469)
- Bohnsack R (2007) Dokumentarische Methode und praxeologische Wissenssoziologie. In: *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*. UVK, Konstanz, S 189–190
- Bohnsack R, Schäffer B (2002) Generation als konjunktiver Erfahrungsraum: Eine empirische Analyse generationsspezifischer Medienpraxiskulturen. In: Burkart G, Wolf J (Hrsg) *Lebenszeiten: Erkundungen zur Soziologie der Generationen*. Leske und Budrich, Opladen, S 249–273
- Bolin G (2016) *Media generations: Experience, identity and mediated social change*. Routledge, London/New York
- Bourdieu P (1987 [1979]) Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Bourdieu P (2001 [1997]) *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Bull M (2000) *Sounding out the city: Personal stereotypes and the management of everyday life*. Berg, Oxford
- Burri RV (2008) Soziotechnische Rationalität: Praxistheorie und der ‚Objektsinn‘ von Artefakten. *Soz Welt*: 269–286. doi:[10.2307/40878603](https://doi.org/10.2307/40878603)
- Costall A (1995) Socializing affordances. *Theory Psychol* 5:467–481. doi:[10.1177/0959354395054001](https://doi.org/10.1177/0959354395054001)
- Dant T (2005) *Materiality and society*. Open University Press, Maidenhead
- Fayard A-L, Weeks J (2014) Affordances for practice. *Inf Organ* 24:236–249. doi:[10.1016/j.infoandorg.2014.10.001](https://doi.org/10.1016/j.infoandorg.2014.10.001)
- Finnemann NO (2014) Digitization: New trajectories of mediatization? In: Lundby K (Hrsg) *Mediatization of communication*. De Gruyter, Berlin/Boston, S 297–321
- Gaver WW (1991) Technology affordances. In: *Proceedings of the SIGCHI conference on Human factors in computing systems: Reaching through technology*. ACM, New Orleans, Louisiana, S 79–84. doi:[10.1145/108844.108856](https://doi.org/10.1145/108844.108856)
- Gibson JJ (1986 [1979]) *The ecological approach to visual perception*. Houghton Mifflin, Boston
- Gumpert G, Cathcart R (1985) Media grammars, generations, and media gaps. *Crit Stud Mass Commun* 2:23–35. doi:[10.1080/15295038509360059](https://doi.org/10.1080/15295038509360059)
- Hall S (1986) The problem of ideology: Marxism without guarantees. *J Commun Inq* 10:28–44
- Hasebrink U, Popp J (2006) Media repertoires as a result of selective media use. A conceptual approach to the analysis of patterns of exposure. *Communications* 31:369–387. doi:[10.1515/COMMUN.2006.023](https://doi.org/10.1515/COMMUN.2006.023)
- Have I, Pedersen BS (2013) Sonic mediatization of the book: Affordances of the audio-book. *MedieKultur J Media Commun Res* 29:18
- Hepp A, Berg M, Roitsch C (2014) *Mediatisierte Welten der Vergemeinschaftung. Kommunikative Vernetzung und das Gemeinschaftsleben junger Menschen*. Springer/VS, Wiesbaden
- Hillebrandt F (2002) Die verborgenen Mechanismen der Materialität. Überlegungen zu einer Praxistheorie der Technik. In: Ebrecht J, Hillebrandt F (Hrsg) *Bourdieu's Theorie der Praxis*. Springer/VS, Wiesbaden, S 19–45

- Hjarvard S (2008) The mediatization of society. A theory of the media as agents of social and cultural change. *Nord Rev* 29:105–134
- Hoklas A-K, Lepa S (2015) Mediales Musikhören im Alltag am Beispiel des Plattenspielers. *Auditive Kultur aus der Perspektive der praxeologischen Wissenssoziologie. Navig – Z Für Medien Kult* 15:127–143
- Hutchby I (2001) Technologies, texts and affordances. *Sociology* 35:441–456
- Jensen KB (2010) Media convergence. The three degrees of network, mass, and interpersonal communication. Routledge, London/New York
- Koffka K (2001 [1935]) *Principles of gestalt psychology*. Routledge, London/New York
- Leonardi PM (2012) Materiality, sociomateriality, and socio-technical systems: What do these terms mean? How are they different? Do we need them? In: Leonardi PM, Nardi BA, Kallinikos J (Hrsg) *Materiality and organizing. Social interaction in a technological world*. Oxford University Press, Oxford, S 25–48
- Lepa S (2014) Alles nur noch „digital“? Die Audiorepertoires des alltäglichen Musikhörens in Deutschland. *Publizistik* 59:435–454. doi:[10.1007/s11616-014-0215-3](https://doi.org/10.1007/s11616-014-0215-3)
- Lepa S, Guljamow M (2017) Mediensozialisation als Aufwachsen in materiellen Medienumgebungen: Zur digitalen Mediatisierung des alltäglichen Musikhörens Jugendlicher. In: Hoffmann D, Krotz F, Reißmann W (Hrsg) *Mediatisierung und Mediensozialisation: Prozesse – Räume – Praktiken*. Springer/VS, Wiesbaden, S 289–309
- Lepa S, Hoklas A-K (2015) How do people really listen to music today? Conventionalities and major turnovers in German audio repertoires. *Inf Commun Soc* 18:1253–1268. doi:[10.1080/1369118X.2015.1037327](https://doi.org/10.1080/1369118X.2015.1037327)
- Lepa S, Hoklas A-K, Weinzierl S (2014a) Discovering and interpreting audio media generation units: A typological-praxeological approach to the mediatization of everyday music listening. *Particip – J Audience Recept Stud* 11:207–238
- Lepa S, Krotz F, Hoklas A-K (2014b) Vom ‚Medium‘ zum ‚Mediendispositiv‘: Metatheoretische Überlegungen zur Integration von Situations- und Diskursperspektive bei der empirischen Analyse mediatisierter sozialer Welten. In: Krotz F, Despotović C, Kruse M-M (Hrsg) *Die Mediatisierung sozialer Welten: Synergien empirischer Forschung*. Springer/VS, Wiesbaden, S 115–141
- Lievrouw LA (2014) Materiality and media in communication and technology studies: An unfinished project. In: Gillespie T, Boczkowski PJ, Foot KA (Hrsg) *Media technologies. Essays on communication, materiality, and society*. MIT Press, Cambridge, Massachusetts, S 21–51
- Lindemann G (2008) Theoriekonstruktion und empirische Forschung. In: Kalthoff H, Hirschauer S, Lindemann G (Hrsg) *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Suhrkamp, Frankfurt am Main, S 107–128
- Madianou M, Miller D (2013) Polymedia: Towards a new theory of digital media in interpersonal communication. *Int J Cult Stud* 16:169–187. doi:[10.1177/1367877912452486](https://doi.org/10.1177/1367877912452486)
- Magaudda P (2011) When materiality ‚bites back‘: Digital music consumption practices in the age of dematerialization. *J Consum Cult* 11:15–36. doi:[10.1177/1469540510390499](https://doi.org/10.1177/1469540510390499)
- Mannheim K (1964 [1928]) *Das Problem der Generationen*. In: *Wissenssoziologie. Soziologische Texte* 28. Luchterhand, Berlin/Neuwied, S 509–565
- Mannheim, K (1980) *Strukturen des Denkens*. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- McVeigh-Schultz J, Baym NK (2015) Thinking of you: Vernacular affordance in the context of the microsocal relationship app, Couple. *Soc Media Soc* 1:2056305115604649. doi:[10.1177/2056305115604649](https://doi.org/10.1177/2056305115604649)

- Meyen M, Strenger S, Thieroff M (2015) Medialisierung als langfristige Medienwirkungen zweiter Ordnung. In: Kinnebrock S, Schwarzenegger C, Birkner T (Hrsg) Theorien des Medienwandels. Halem, Köln, S 141–160
- Nagy P, Neff G (2015) Imagined affordance: Reconstructing a keyword for communication theory. *Soc Media Soc* 1:2056305115603385. doi:[10.1177/2056305115603385](https://doi.org/10.1177/2056305115603385)
- Nohl A-M (2006) Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Springer/VS, Wiesbaden
- Nohl, A-M (2013) Sozialisation in konjunktiven, organisierten und institutionalisierten Transaktionsräumen: Zum Aufwachsen mit materiellen Artefakten. *Z Für Erzieh* 16:189–202
- Prior N (2014) The plural iPod: A study of technology in action. *Poetics* 42:22–39. doi:[10.1016/j.poetic.2013.11.001](https://doi.org/10.1016/j.poetic.2013.11.001)
- Rappert B (2003) Technologies, texts and possibilities: A reply to Hutchby. *Sociology* 37:565–580. doi:[10.1177/00380385030373010](https://doi.org/10.1177/00380385030373010)
- Reckwitz A (2007) Die historische Transformation der Medien und die Geschichte des Subjekts. In: Ziemann A (Hrsg) Medien der Gesellschaft – Gesellschaft der Medien. UVK, Konstanz, S 89–107
- Schröder KC (2015) News media old and new. Fluctuating audiences, news repertoires and locations of consumption. *Journal Stud* 16:60–78. doi:[10.1080/1461670X.2014.890332](https://doi.org/10.1080/1461670X.2014.890332)
- Schulz-Schaeffer I (2004) Technik als altes Haus und als geschichtsloses Appartement. Vom Nutzen und Nachteil der Praxistheorie Bourdieus für die Techniksoziologie. In: Ebrecht J, Hillebrandt F (Hrsg) Bourdieus Theorie der Praxis. Springer/VS, Wiesbaden, S 47–65
- Weber H (2008) Das Versprechen mobiler Freiheit: Zur Kultur- und Technikgeschichte von Kofferradio, Walkman und Handy. transcript, Bielefeld
- Zillien N (2008) Die (Wieder-)Entdeckung der Medien. Das Affordanzkonzept in der Mediensoziologie. *Sociol Int* 46:161–181

Über die Autoren

Anne-Kathrin Hoklas, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Soziologische Theorien und Kultursoziologie der Technischen Universität Dresden im Projekt „Time has come today. Die Eigenzeiten popmusikalischer Chronotope und ihr Beitrag zur temporalen Differenzierung von Lebenswelten seit den 1960er Jahren“ des DFG-Schwerpunktprogramms „Ästhetische Eigenzeiten“. Von 2013 bis 2015 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Survey Musik und Medien“ des DFG-Schwerpunktprogramms „Mediatisierte Welten“ am Fachgebiet Audiokommunikation der Technischen Universität Berlin. In ihrem Dissertationsvorhaben rekonstruiert sie generationspezifische Orientierungen und Praktiken des alltäglichen medialen Musikhörens. Forschungsschwerpunkte: Kultur- und Mediensoziologie, Auditive Kultur, Praxeologische Wissenssoziologie und qualitativ-rekonstruktive Methodologien und Methoden. Aktuelle Veröffentlichungen: „How do people really listen to music today? Conventionalities and major turnovers in German audio repertoires“ (in: *Information, Communication & Society* 10/2015, zus. mit S. Lepa), „Mediales Musikhören im Alltag am Beispiel des Plattenspielers. Auditive Kultur aus der Perspektive der praxeologischen Wissenssoziologie“ (in: *Navigationen. Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaften* 2/2015, zus. mit S. Lepa).

Steffen Lepa, Dr. phil. M.A. M.A., ist seit 2010 Postdoc-Mitarbeiter des Fachgebiets Audiokommunikation an der TU Berlin und Leiter des Projekts „Survey Musik und Medien“ des DFG-Schwerpunktprogramms „Mediatisierte Welten“ (gemeinsam mit S. Weinzierl). Von 2010 bis 2012 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter im Exzellenzcluster-Forschungsprojekt „Medium und Emotion“. Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Medienrezeption/Mediennutzung, Digitaler Medienwandel, Auditive Medienangebote, sozialwissenschaftliche Forschungsmethoden, Populärkulturforschung, Medienpädagogik und Medienphilosophie. Publikationen: „Kulturelle Ökonomie und Urheberrecht im Zeitalter der digitalen Mediamorphose der Musik“ (in: Mediale Kontrolle 2/2015), „Sound, materiality and embodiment challenges for the concept of ‚musical expertise‘ in the age of digital mediatization“ (in: Convergence 3/2015, zus. mit A.-K. Hoklas, H. Egermann und S. Weinzierl), „Wie hören die Deutschen heute Musik? Trends und Basisdaten zur musikbezogenen Audiomedienutzung 2012 in Deutschland“ (in: Media Perspektiven 11/2013, zus. mit A.-K. Hoklas, M. Guljamow und S. Weinzierl), „Emotionale Musikrezeption in unterschiedlichen Alltagskontexten: Eine wahrnehmungsökologische Perspektive auf die Rolle der beteiligten Medientechnologien“ (in: „Auditive Medienkulturen. Techniken des Hörens und Praktiken der Klanggestaltung“, hrsg. von J. Schröter und A. Volmar, Bielefeld 2013).